

Seit Oktober letzten Jahres ist die Kunstgeschichte in Osnabrück Geschichte. Das Fach war so alt wie die Universität selbst. Nun ist es aufgelöst worden, um der Universität durch die frei gewordenen Stellen neue Spielräume für ihre Weiterentwicklung zu ermöglichen, wie es zur Begründung hieß. Als der Beschluss der Universitätsleitung vor einigen Jahren bekannt wurde, gab es starke Proteste innerhalb und außerhalb der Stadt. Auch der Ulmer Verein hat damals Stellung bezogen. Dass der breite Widerspruch trotz der einzigartigen Geschichte des Faches und des wissenschaftlichen Renommées der in Osnabrück tätigen Kolleginnen und Kollegen letztlich an der Universität und am niedersächsischen Kultusministerium abperlen würde, war natürlich keine Überraschung. Den leutseligen Bekenntnissen zur Diversität stehen im staatlichen Kultur- und Wissenschaftsbetrieb seit Jahren rigide Zentralisierungsmaßnahmen entgegen. Von Abwicklungen bedroht und betroffen sind nicht selten Initiativen und Einrichtungen, die im Zuge der sozialliberalen Bildungsoffensive der 1970er Jahre entstanden sind. Die sozialen Folgen dieses bildungs- und hochschulpolitischen Rollbacks sind kaum abzusehen.

Die Gründung der Universitäten Osnabrück (1974) und Oldenburg (1973), die aus Abteilungen der Pädagogischen Hochschule Niedersachsen hervorgingen, folgte einem Beschluss des niedersächsischen Landtags aus dem Jahr 1970. Zum einen dürfte es darum gegangen sein, die Bildungsinfrastruktur im ländlich geprägten Westen des Bundeslandes aufzuwerten, zum anderen darum, den großen traditionellen Universitäten im Osten des Landes wie der Georg-August-Universität Göttingen und der damaligen Technischen Hochschule Hannover (heute Leibniz-Universität) ein hochschulpolitisches Reformkonzept entgegenzusetzen. Osnabrück und Oldenburg wurden explizit als «Reformuniversitäten» gegründet. Die Bildungspolitik der 1970er Jahre verstand darunter eine interdisziplinär orientierte Universität mit Fachbereichen statt Instituten, die ein gemeinsames Arbeiten in Forschung und Lehre über Disziplingrenzen hinweg fördern sollten. Vorlesungen waren vor allem in den Anfangsjahren verpönt. Stattdessen setzte man auf interaktive, diskussionsintensive Lehrformate. «Kommunikation und Ästhetik» war in diesen Jahren ein geflügelter Begriff und zugleich ein interdisziplinäres und integratives Konzept, in dem auch die Kunst, ihre Vermittlung und Erforschung als Teilbereich der «visuellen Kommunikation» ihren Platz hatten.

Jutta Held war die erste Professorin für Kunstgeschichte in Osnabrück. Sie war 1974 auf eine «Professur für Kommunikation und Ästhetik» berufen worden. Die Änderung der Denomination ihrer Stelle (in «Professur für Kunstgeschichte»)

wurde offiziell erst 1990 vorgenommen. Die konzeptionellen und fachpolitischen Implikationen der verschiedenen Bezeichnungen waren ihr bewusst. Sie hatte sie 1974 in einem Beitrag für die *kritischen berichte* ausführlich thematisiert (Curriculumrevision: Zu den Voraussetzungen von Kunstwissenschaft und visueller Kommunikation und ihrer intendierten Synthese, in: *kritische berichte* 2, 1974, Nr. 3/4, S. 159–191). Die Kunstgeschichte war in Osnabrück zunächst «nur» fachwissenschaftlicher Teil des Lehramtsstudiums Kunst. Erst zum Sommersemester 1977 wurden ein eigener Magister- und ein Promotionsstudiengang eingerichtet, 1979 in der *Kunstchronik* die ersten begonnenen Magisterarbeiten angekündigt.

Die frühen Jahre waren politisch turbulent. Jutta Held besaß einen ausgeprägten Hang zur Empathie und Solidarität mit politisch Verfolgten. Es war sicher kein Zufall, dass der politische Asylant Pavel Liška, der nach der Niederschlagung des Prager Frühlings aus der Tschechoslowakei nach Deutschland geflüchtet war, 1978 der erste war, der in Osnabrück im Fach Kunstgeschichte promoviert wurde – mit einer Arbeit über die Malerei der Neuen Sachlichkeit. Der Solidarität des Ulmer Vereins mit den Opfern des Radikalenerlasses schloss sich Jutta Held an, als sie 1975 dem Münchner Galeristen und Herausgeber der *Tendenzen*, Richard Hiepe, einen Lehrauftrag in Osnabrück besorgte, der ihm wegen seiner DKP-Mitgliedschaft allerdings sogleich wieder entzogen wurde. Lehraufträge bekam in Osnabrück auch Martin Damus, ein ehemaliger politischer Häftling in der DDR in den 1960er Jahren, der in Osnabrück später zum außerplanmäßigen Professor ernannt wurde. 1979/80 nahmen Jutta Held und Norbert Schneider den aus der DDR ausgereisten, damals prominenten marxistischen Intellektuellen Wolfgang Harich bei sich auf, der in der Folge des Ungarn-Aufstandes und seiner Kritik an der SED viele Jahre im Zuchthaus gesessen hatte. Harich wohnte ein halbes Jahr bei den beiden und entwickelte hier seine bekannten friedenspolitischen Thesen.

Meine eigene Zeit in Osnabrück begann im Wintersemester 1983/84, als ich als einer von damals sieben Erstsemestern das Studium der Kunstgeschichte aufnahm. Neben Held lehrten dort Anfang der 1980er Jahre der Warnke-Schüler Franz-Joachim Verspohl als Hochschulassistent sowie der Bielefelder Walter Kambartel und der schon erwähnte Damus. Die Mitteilungen in der *Kunstchronik* über die personellen Entwicklungen der Osnabrücker Kunstgeschichte geben, weil sie in diesen Jahren sehr lückenhaft sind, kaum Hinweise auf die tatsächliche Lehrsituation. Verspohl habilitierte sich 1983/84 und nahm mehrere auswärtige Vertretungen an, so dass seine Stelle, die im Zuge seiner Habilitation zu einer Hochschuldozentur aufgewertet wurde, ihrerseits vertreten wurde. Auf diese Weise lernten wir eine Reihe neuer Hochschullehrerinnen und Hochschullehrer kennen, unter ihnen Walter Grasskamp, Ellen Spickernagel und Annegret Jürgens-Kirchhoff. Ergänzt wurde das Lehrprogramm durch eine Fülle von Vorträgen auswärtiger Prominenz. Ich erinnere mich an Jost Hermand und Otto Karl Werckmeister, Martin Warnke und Horst Bredekamp, Konrad Hoffmann und Klaus Herding, Michael Müller und Detlef Hoffmann. Fast alle, die in der kritischen Kunst- und Kulturgeschichte der 1980er Jahre Rang und Namen hatten, waren auch mal in Osnabrück zu Gast. Hinzu kamen gelegentlich Politikwissenschaftler wie die beiden Marburger Reinhard Kühnl und Georg Fülberth. Ein Highlight während meiner Studienzeit war der große internationale Kongress «Der spanische Bürgerkrieg und die bildenden Künste» im Jahr 1987, bei dem auch Kunsthistorikerinnen und Kunsthistoriker aus der DDR wie Peter H. Feist, Hannelore Gärtner und Harald Olbrich vortrugen.

Im Frühjahr 1988 machte ich den Magisterabschluss und schrieb mich anschließend in den Promotionsstudiengang ein. Verspohl wechselte 1989 an die Universität Dortmund, bevor er nur wenige Jahre später nach Jena ging. Ihm folgte in Osnabrück Ulrich Kuder als Hochschuldozent. Etwa zur selben Zeit hatte sich Reinhard Liess aus Braunschweig nach Osnabrück versetzen lassen. Obwohl das Fach damit personell stabiler geworden war, stand es schon damals zur Disposition. Mit einem Strategiepapier, das auf ein weiteres Wachstum des Faches ausgerichtet war, gelang es Held Anfang der 1990er Jahre, eine Schließung abzuwenden. Als Kuder kurze Zeit später nach Cottbus berufen wurde, konnte seine Stelle durch eine neue Professur ersetzt werden, die Uta Schedler erhielt.

Infolge der personellen Wechsel nach dem Weggang von Verspohl «normalisierte» sich das Fach. Hinzu kam, dass linke Positionen im Kultur- und Wissenschaftsbetrieb nach der Wende zunehmend unter Druck gerieten beziehungsweise unter Druck preisgegeben wurden. Jutta Held blieb ihrer Haltung treu, verlagerte ihr Engagement aber mehr und mehr in außeruniversitäre Wissenschaftsfelder: in die Arbeit für die von ihr 1985 gegründete Guernica-Gesellschaft, die seit 1999 das Jahrbuch *Kunst und Politik* herausgibt, in die Arbeit für die Redaktion der Zeitschrift *Argument* um Wolfgang und Frigga Haug sowie für den BdWi, den Bund demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. 1995 gründete sie zusammen mit Norbert Schneider die Stiftung Kritische Kunst- und Kulturwissenschaften, die seitdem (Nachwuchs-)Projekte in diesem Feld fördert.

Für mich selbst war eine politisch denkende Kunstgeschichte, wie sie in den 1980er Jahren in Osnabrück gelehrt wurde, die Normalität, eine Selbstverständlichkeit. Ich kannte lange Zeit nichts anderes und konnte mir auch keine andere Art von Wissenschaft vorstellen. Wie «anders» die Kunstgeschichte und das intellektuelle Milieu in Osnabrück waren, wurde mir erst bewusst, als ich in meiner Postdoc- und Prähabil-Zeit 1994/95 als Stipendiat des Landes Niedersachsen ans Zentralinstitut für Kunstgeschichte nach München kam. *I felt like a stranger in a strange land*, trotz der vielen netten Kolleginnen und Kollegen, die ich kennenlernen durfte, und der einzigartigen Forschungsumgebung in München. Die Vorstellung meines Habilitationsprojekts, mit dem ich 1999 meine kunstgeschichtliche Ausbildung in Osnabrück zum Abschluss brachte, habe ich Mitte der 1990er Jahre sowohl in München als auch im inzwischen veränderten Osnabrück als Eiertanz empfunden. Sie hat bei mir vor allem im Hinblick auf Osnabrück ein Gefühl der Entfremdung hinterlassen.

Jutta Held wurde im Jahr 2000 emeritiert. Mit ihr habe ich noch bis zu ihrem Tod 2007 im Vorstand der Guernica-Gesellschaft zusammengearbeitet, gelegentlich auch noch die eine oder andere von ihr betreute Magisterarbeit oder Dissertation zweitkorrigiert. Ich war inzwischen in Karlsruhe gelandet, wo wir einige fachgeschichtliche Projekte der Guernica-Gesellschaft gemeinsam umsetzten, unter anderem eine Tagung und einen Band zur «Kunstgeschichte an den Universitäten im Nationalsozialismus», die ein unerwartetes Echo gefunden haben. Meine Identifikation mit der frühen Osnabrücker Kunstgeschichte blieb bestehen. Als «Exil-Osnabrücker», der woanders weiterarbeitete, kamen mir hin und wieder Motive aus der Aeneis in den Sinn: weniger das des Protagonisten, der Anchises auf dem Rücken trägt (obwohl dieser Vergleich sicher auch etwas für sich hätte), sondern eher das seines Sohnes Ascanius, der die Penaten aus dem brennenden Troja rettet – das alles natürlich nicht ohne Ironie.

Kleine Fächer wie die Kunstgeschichte in Osnabrück stehen unter einem ständigen Legitimationsdruck und sind allein schon aus strukturellen Gründen immer in Gefahr. Vieles hängt an einzelnen Personen und ihrem Engagement. Aus heutiger Sicht würde ich sagen: Die Überlebenschancen für die Kleinen sind größer, wenn sie «anders» sind. Normalität und Mainstream können die großen Institute aufgrund ihrer längeren Geschichte und ihrer breiteren Ressourcen in der Regel besser. Als sich die Kunstgeschichte in Osnabrück «normalisierte», war das womöglich ein entscheidender *turn* in ihrer Geschichte. Andererseits ist dem Projekt auch Anerkennung zu zollen. Was es bedeutet, aus kleinsten Anfängen etwas aufzubauen und zu etablieren, einen jungen Hochschulstandort wie Osnabrück in kürzester Zeit auf die kunstgeschichtliche Landkarte zu setzen, könnte man wohl nur ermessen, wenn man es selbst einmal versuchen würde. Heutzutage wäre das kaum vorstellbar. Eine gute Idee, sagt man in der Ökonomie, hält 15 Jahre. In Osnabrück sind immerhin 50 Jahre daraus geworden. Dafür gebührt allen Beteiligten, die daran mitgewirkt haben, Respekt.